

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 13 (1882)

Artikel: I.Friedrich Frey-Heroë, Bundesrath : aus der handschriftlichen hinterlassenen Autobiographie

Autor: [s.n.]

Kapitel: 7: Jesuitenberufung; Freischaarenzüge; Sonderbundskrieg; Eidgenössische Bundesregierung

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-24595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begriffe. Wenn Basel, sagte er, einer von Zürich her ziehenden Bahn sein ebnes Gebiet öffne, so habe es damit genug gethan. Allerdings sehe es selber ein, daß es damit seine Handels- und Gewerbsverhältnisse gänzlich ändere, ja auf den Kopf stelle; gleichwohl trete es der Ausführung des Planes nicht hindernd in den Weg. Geld aber habe es zu diesem Ende durchaus nicht, so wenig als ein Müller Geld habe, um sich seinen Mühlbach abzugraben. Durch solcherlei Antworten sah Zürich sich zurückgewiesen auf das ihm nächstgelegene schweizerische Territorium, und in der Hoffnung, später mit dem Großherzogthum Baden in Verbindung treten und dann eine rechtsrheinische Schienenstraße bis Basel führen zu können, resolvirte es sich am Ende darauf, vorerst nur bis auf aargauisch Baden zu bauen. So entstand dann im Laufe der nächsten vier Jahre die von Zürich bis zur Stadt Baden führende winzige Linie, die zwar unter dem eigentlich großrussischen Namen „Nordbahn“ ins Dasein trat, vom Volke aber beharrlich „Spanischbrödli-Bahn“ genannt wurde.*

Jesuitenberufung. Freischaarenzüge. Sonderbundskrieg. Eidgenössische Bundesregierung.

Gegen Ende October kam in Luzern eine vom eidgenössischen Kriegsrath bestellte Commission zusammen, um das allgemeine Militärdienst-Reglement zu revidiren; ich war ihr Redactor und hatte das neuberathene Reglement in deutscher und französischer Sprache niederzuschreiben und vorzulegen. Dieses tüchtige Stück Arbeit hinderte mich jedoch nicht, die gleichzeitigen Sitzungen des dortigen Grossen Rethes zu besuchen, die damals Tag um Tag von zunehmender Bedeutung wurden. Es handelte sich um die Berufung der Jesuiten, in deren Hand die Geistespflege und das Erziehungswesen gelegt werden sollte. Die Kantone Wallis, Freiburg und Schwyz hatten den Orden bereits bei sich eingeführt, und den Vertrag, wel-

* Die Einwohner der Stadt Baden heißen im Volksmunde nach ihrem aus Pastetenteig auf den Verkauf gebackenen Mürbbrode **Spanischbrödler**. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts berechnete Heß (Badenfahrt) den jährlichen Verbrauch daselbst auf 720,000 Stück.

chen die Luzerner Regierung einstweilen mit demselben abgeschlossen hatte, sollte nun der dortige Große Rath am 24. Weinmonat genehmigen. Gründlich und warm, jedoch ohne Heftigkeit, sprach Alt-Schultheiß Jak. Kopp dagegen, aber was vermochte damals sein Wort gegen so viele! Der Bauer Leu von Ebersol ließ den Redner zur Ordnung weisen deshalb, daß dieser die Jesuitenberufung einen Verrath an Freiheit und Vaterland genannt hatte. „Ach, hätten wir jetzt einen Frey-Heroe unter uns!“ sagte, als das Ergebniß der Abstimmung verkündet wurde, ein neben mir auf der Galerie stehender junger Mann. Ich antwortete dem Unbekannten nicht, erfuhr aber folgenden Tages von Schultheiß Kopp, sein Sohn sei es gewesen, der jenes Wort gesprochen. Anfangs Wintermonat kehrte ich heim, mit unmuthiger Sorge den kommenden Dingen entgegensehend. Der Kampf der Parteien dauerte gleichheftig fort; die Freisinnigen Luzerns wußten voraus, daß sie auch beim Volksveto unterliegen müßten, und sannen auf Gewaltsmaßregeln. Als man uns am 7. Christmonat Abends halb sechs Uhr plötzlich zur Sitzung zusammenrief, um gegen die eben ausgebrochenen Luzerner Unruhen ein Militäraufgebot zu beantragen, fehlte Waller in unsrer Mitte; ein Schreiben von seiner Hand zeigte uns an, daß er seine Stelle niederlege und sich von diesem Augenblick an seiner regierungsräthlichen Verpflichtungen selbstwillig entbunden habe. Es war uns kein Grund seines Austrittes bekannt, wir nahmen daher letztern nicht an, wir wußten und ahneten noch nicht, daß er bereits fort war, daß er so eben im Felde stand gegen Luzern, mitkämpfend an der Spitze von Freiwilligen. Allein dieser muthige Zuzug von außen her war im Luzernerlande ohne Zusammenhang geblieben, und auch der von den Jesuitengegnern in der Hauptstadt versuchte Handstreich hatte schon am 8. Christmonat ein klägliches Ende gefunden. Wir boten sogleich Truppen aller Waffengattungen auf und bezeichneten als ihr Hauptquartier das der Grenze benachbart liegende Schöftland; Luzern aber meinte eben hierin eine heimliche Ermuthigung und Unterstützung der Widersacher zu sehen und ließ uns und dem Bernerlande volles Mißtrauen empfinden.

Unter sich ansammelnden Gewitterwolken gieng das Jahr zu Ende. Die rohen und harten Verfolgungen der Luzerner Regierung gegen ihre eigenen Bürger trieben eine Menge betheiligter oder unzufriedener Männer aus ihrer Heimat in den Aargau. Von hier aus wollten diese

Flüchtlinge, unterstützt von den übrigen schweizerischen Gesinnungs-
genossen, mit Gewalthäufen nach Luzern zurückkehren und das dortige
Jesuitenregiment stürzen. Zu diesem Zwecke bemühten sie sich, ihre
Sache nunmehr besser zu organisiren und die Führung der Frei-
schaaren in kundigere Hand zu legen, als dies das erstemal geschehen
war. Deshalb wandten sie sich auch an mich, ja ihr Abgeordneter,
Oberst Eduard Rothpletz von Aarau, ein altgedienter holländischer
Offizier, setzte mir hart zu. Ich wies dieses Ansinnen auf der Stelle
und ganz positiv von mir. Ich gestand meine Entrüstung, daß
man mir als dem Landammann des Kantons, der für Handhabung
von Gesetz und Ordnung zu allererst zu sorgen habe, derlei unstatt-
hafte Anträge machen zu können sich einbilde. Dagegen mahnte ich
zur Geduld, da man nun vom neuen Vorort Zürich Besseres mit
Recht zu erwarten habe, und bat und beschwore die Leute, nicht vom
Wege des Gesetzes abzuweichen. Aber sie hörten nicht auf mein Wort
und versuchten, was ihnen bei mir mißlungen war, alsbald beim
Stabshauptmann Ochsenbein in Nidau, der mir erst verwichenes Jahr,
da ich im Lager zu Thun eine Brigade commandirte, als erster Ad-
jutant beigegeben gewesen war. Jetzt erschien er selbst bei mir und
erklärte, die Mission angenommen zu haben. Er führte mir eine Reihe
von Beweggründen an. Die am 24. Hornung zusammengetretene Tag-
satzung sei am 20. März auseinander gegangen, ohne einen Entscheid
über die Jesuitenausweisung aus der Schweiz, ja ohne nur einen solchen
über die Amnestie von mehr als eintausend politisch verfolgter Schweizer-
bürger gefaßt zu haben. Wo solche Schwäche mit offener Scham-
losigkeit hervortrete, da helfe nur Gewalt. Ich dagegen verwies ihn
auf das durch die Tagsatzung noch neuerlich erlassene Verbot von
Freischaarenbildungen. Es mochten ihn auch meine übrigen Vor-
stellungen momentan nachdenklich gemacht haben, denn seine gleich
anfangs gestellte Nachfrage nach Munition und Geschützen in unserm
Zeughaus zu Aarburg (die damals dorten unter sehr schwacher Ob-
hut standen) wiederholte er nicht zum zweitenmal; wohl aber schien
er vornehmlich zu mir gekommen zu sein, um mich zu bewegen, keine
stärkere Bewachung jenes Zeughäuses anzuordnen. Er gieng ruhiger
als er gekommen war und, wie mir schien, in der Absicht sich vom
Unternehmen zurückzuziehen. Allein nach kurzem Wanken blieb er
seiner ersten Zusage getreu, das dringende Ansuchen der politischen

Führer und des Kriegsrathes der Freischaaren war für den jungen resoluten Mann verlockend.

Unsere Regierung wurde von Zürich her gebeten, einem etwa vom Aargau aus versuchten Landfriedensbruch scharf entgegen zu treten, und wir thaten hiefür unser Möglichstes. Unsere Beamten in allen Bezirken wurden dringend von jeder Theilnahme abgemahnt; den größten Theil einer Zuzügercolonne, die von Lenzburg aus schon auf dem Marsche war, konnten wir anhalten und zur Umkehr bewegen; wir versammelten den Großen Rath, der freilich nichts weiter zu beschließen vermochte, als auf dem Zusammentritt der Tagsatzung zu bestehen. Allein man glaubte uns nicht, man meinte, es sei uns nicht ernst. Denn die Freisinnigen und ihre Führer hatten die Masse des Volkes für sich; die Mitglieder unsrer Regierung waren Freisinnige, warum hätte man sie nicht für gute Freunde jener Parteiführer halten sollen oder dafür ausgeben können? Also gieng die begonnene Sache mit innerer Macht ihrem Ziele zu, unbeirrt durch den Widerstand einer selbst noch in ihren Befugnissen vielfältig eingeschränkten und gehemmten Kantonsregierung.

Auf den 30. März waren die Freischaaren aufgeboten worden. Luzerner waren in solcher Masse herbeigeströmt, daß sie mit einer vollständig bewaffneten und equipirten Scharfschützencompagnie klingenden Spieles in Zofingen ausziehen konnten; eine gleiche war von Huttwil her zu den Berner Schaaren gestoßen. In der Morgenfrühe jenes Tages überfiel ein Trupp die nur von Landjägern bewacht gewesene Festung Aarburg und entführte zwei Vierpfunderkanonen und zwei Haubitzen. Unsere Truppen kamen zu spät zur Abwehr, schon waren die kühnen Abenteurer in den Kanton Luzern abmarschiert. Mich machte der Vorfall sehr besorgt und ich theilte keineswegs die Zuversicht einiger Collegen, die einen günstigen Gang der Dinge wissagten, die an die Möglichkeit nicht glaubten, daß so entschlossene, kräftige, gutgeleitete Männer zurückgeschlagen werden könnten. Ich erwiederte: Fassen wir doch auch die Frage ins Auge, was unsrerseits geschehen müsse, wenn sie dennoch geschlagen werden; es sind Freischärler, Leute, die sich nicht von Gesetzes wegen unter den Befehl beugen, und deren Jeder im Augenblicke der Gefahr oder des Sieges thut, was er selber für gut findet. — Wir zeigten dem Vorort, mit dem wir in steter Verbindung geblieben waren, den Stand der Sache

an und warfen die Verantwortlichkeit auf Luzern, dessen hartherzige Austreibungsmaßregeln gegen die eignen Mitbürger, trotz aller unsrer Gegenvorstellungen, nicht aufgehört hatten. — Erst am folgenden Tage trafen Nachrichten ein über den kläglichen Ausgang der Expedition, eine schlimmer als die andere; die Gefangennahme des größten Theiles der Ausmarschirten bestätigte sich. Die Führer Ochsenbein und Rothpletz, jene zwei Anschicksmänner, die mich für die Invasion zu werben gesucht hatten, waren der Unbotmäßigkeit ihrer Mannschaften unterlegen. Im Defilé Renggloch war Ochsenbeins Colonne über Nacht auseinander gesprengt worden. Sein damaliger Bericht, ein fliegendes Blatt mit dem Datum: Nidau, 4. April 45, äußert geräuschvoll: „Der Obercommandant konnte seine letzten 8 Cavalleristen nicht mehr in die Schlachtlinie führen, er würde zu spät gekommen sein.“ Oberst Rothpletz hatte eine die Stadt Luzern dominirende Anhöhe Gütsch mit 400 Mann besetzt und, dem erhaltenen Befehle getreu, die Nacht durch, ohne Nahrung, Lagerstroh und Mäntel, behauptet, nachdem die vier ihm zunächst stehenden Commandanten ihre Stellung willkürlich und ohne Meldung verlassen hatten. Am folgenden Morgen mußte er sich ergeben. Seinen Säbel, den er am Gütsch hatte liegen lassen, überbrachte mir einer der glücklich Entronnenen, und es war mir eine große Freude, dem alten Holländer-Soldaten nach seiner Heimkehr dieses den Jesuiten entgangene Waffenstück makellos wieder einhändigen zu können.

Die grausamen Mißhandlungen, denen die Gefangenen ausgesetzt wurden, erregten jedes Menschenherz so heftig, daß wir unsre Grenzhut ernstlich abmahnhen und zurückhalten mußten, nicht zur Befreiung ihrer persönlichen und politischen Freunde aufzubrechen. Letzteres gelang mir; alsdann begab ich mich zu einem gewesenen Mitgliede unsrer früheren conservativen Regierung, einem gewürfelten Geschäftsmanne, der gleichgesinnte einflußreiche Freunde in Luzern zählte, und bat ihn, sich dorten für unsre Gefangenen zu verwenden. Er that es alsbald schriftlich und mündlich. Der Vorort hatte sofort die kaum auseinander gegangene Tagsatzung auf den 5. April wieder einberufen und die Truppen von sieben Kantonen aufgeboten. Die Großzahl derselben lagerte im Aargau, der Brigadecommandant Gmür hatte sein Hauptquartier im Schloß Hallwil aufgeschlagen. Ich besuchte ihn dorten und stellte ihm vor, wie ungemäß es sei, seine Leute in voll-

ständig ruhige Orte der Bezirke Lenzburg und Kulm zu legen, während die Meutereien im Freiamte offenkundig seien und man dorthin das Auge zu richten hätte. Auch nach Zürich zum Tagsatzungs-präsidenten Furrer eilte ich, und meine Mahnungen blieben nicht fruchtlos.

Achtzehnhundert Gefangene auf einmal fiengen an in Luzern zur Last zu werden, und man begann, nachdem man sie bereits total ausgeplündert hatte, in ihre Freilassung gegen ein Lösegeld einzuwilligen. Am 23. April kam dann ein Vertrag zu Stande, nach welchem der Aargau für die Freigebung seiner Leute 200,000 Fr. zu bezahlen hatte. Kaum war uns der Bericht zugegangen, so beluden wir eine Fuhré mit dieser, nahezu 300,000 Fr. jetziger Währung betragenden Summe, sandten sie unter Bedeckung ab, und wenige Tage darauf kehrten die armen Erlösten heim. Zu obiger Summe hatte der Staat später noch 18,541 Fr. nachzuzahlen.

Gewiß war die Freischaaren-Angelegenheit das aufregendste und schwierigste Geschäft der Regierung im Jahre 45, namentlich für meinen Geschäftskreis äußerst widerwärtig; darum glaubte ich das-selbe hier voran stellen zu müssen. Indessen war es lange nicht das einzige. Wir hatten zu verhandeln das von der Tagsatzung den Kantonen abverlangte Gesetz über das Verbot der Freischaaren; abzu-wehren hatten wir die abermaligen Einsprachen einiger Kantone gegen unsre Kirchen- und Klosterverhältnisse; zu bekämpfen waren die neuen Versuche für confessionelle Trennung des Aargaus, welche durch Schleu-niger von Klingnau hitzig betrieben wurden, bis er wegen überwiesenen Meineides flüchtig den Kanton verließ. Auch einige Schulmeistereien hat-ten wir uns zu verbitten, mit denen uns fürstliche Cabinette zu beehren gedachten. Mancherlei Finanzfragen, so die Herbeischaffung von Lebens-mitteln, infolge mißrathener Ernte und ausgebrochener Hungersnoth, gaben viel zu thun. Unser Regierungsrath hatte in diesem Jahre in 175 Sitzungen 4747 Geschäfte erledigt, welche im Protokoll 1143 Folioseiten füllten, und die Geschäftszahl überstieg diejenige des Vor-jahres um 1196 Nummern. Dazwischen hatte ich in außerordentlicher Weise das Schaffhauser Bundescontingent zu inspizieren; eine Conferenz in Bern zu besuchen, durch welche die äußen kantonalen Grenzzölle aufgehoben und ins Innere verlegt werden sollten; und endlich noch als Gesandter auf die Tagsatzung nach Zürich zu gehen. Hier wurde

zwar nicht viel verhandelt, wohl aber von den Sonderbundsdeputirten um so mehr auf uns geschimpft; besonders, als eine verbrecherische Hand den luzerner Grossrath Leu von Ebersol in seiner Schlafkammer meuchlings erschossen hatte (vom 29. auf den 30. Heumonat). Tuchstücke vom Rock des Ermordeten wurden dann unter unserer Freiämterbevölkerung als Amulette ausgetheilt.

Der Kanton hatte schon früher 1000 Fr. bewilligt zu dem Denkmal, welches dem General Friedrich Cäsar de Laharpe, dem um die Constituirung und Integrität des Aargau's hochverdienten Mitbürger, auf der kleinen Insel vor dem Seehafen bei seinem Geburtsorte Rolle errichtet worden war. Bei der Einweihung des Monumentes, 26. September 44, hatte ich den Kanton als dessen damaliger Landammann zu vertreten. Ich traf daselbst mit dem Tessiner Abgeordneten Oberst Luvini zusammen und reiste mit ihm nach Genf zu Oberst Wilh. Heinr. Dufour, um mir dessen weiteren Rath bezüglich des Stiches unserer neuen Kantonalkarte zu erholen.

Vom Jahre 46 finde ich nur Weniges, glücklicher Weise auch Friedfertigeres zu berichten; darunter gehören meine verschiedenen Arbeiten als Abgeordneter bei den Directionen und Correctionen der Nordostbahn und der Eisenbahnen von Baselland und Baselstadt; mein Präsidium in der Commission für Errichtung der aargauischen Staatsbank; und namentlich eine mit den Meinigen unternommene große Rheinreise. In naturwissenschaftlicher Hinsicht war ich nicht unthätig; mein ornithologisches Cabinet, meine Insecten- und Mineraliensammlung wurde bereichert; für die entsprechenden Sammlungen der Kantonschule hatte ich gleichfalls glückliche Ergänzungen gemacht.* Das Grab Vater Pestalozzi's mußte damals erneuert werden. Der längst Dahingegangene hatte verordnet gehabt, daß man ihn unter der Thürschwelle seiner Wohnung zu Birr begrabe, und diesem wunderlichen Gebote war man pietätsvoll nachgekommen. Nunmehr aber

* Diese werthvollen Sammlungen hat der Verewigte i. J. 1864/65 an den Kanton um eine Summe abgetreten, welche den Verkauf fast als eine Schenkung erscheinen ließ. Auch verdankt die Kantonsbibliothek seiner vielvermögenden Vermittlung bei der russischen Gesandtschaft ein Exemplar des von der kaiserlichen Regierung nur in einer kleinen Anzahl herausgegebenen kostbaren Tischendorf'schen Codex Sinaiticus. Aarauer Nachrichten, 25. September 1873.

hatte der auf seinen Namen entstandene Verein eine Stätte auf dem Kirchhofe zu Birr bereitet und an der Kirchenmauer ein Grabmal errichtet, wohin die Asche übertragen werden sollte. Der Sarg wurde erhoben, er fand sich noch unterlegt, aber sehr leicht geworden. Man schloß ihn in einen neuen ein und setzte dann die Reste unter besonderer Feierlichkeit am 12. Jenner 46 in der gemauerten Gruft bei. Ich und Freund Wieland waren dabei die Abgeordneten der Regierung.

Ein eigenthümlicher militärischer Streitsfall war's, der mich im Jahr 47 nach Bern berief und dorten in längeren Berathungen festhielt. Bern war zu der Zeit Vorort geworden, sein Rathspräsident hatte darum nach Herkommen das Präsidium des Vororts und zugleich des eidgenössischen Kriegsrathes zu führen. Der Mann, der jetzt diese dreierlei Würden auf sich vereinigte, war Ochsenbein. Er war früher Offizier im eidgenössischen Stab gewesen, aber als Führer der Freischaaren aus demselben gestrichen worden. Nunmehr erklärte der Vicepräsident des Kriegsrathes, Oberst Ziegler von Zürich, ein in der holländischen Casernenzucht aufgewachsener Berufsoldat, er könne neben einem solchen aus dem Stab gestrichnen Präsidenten nicht mitsitzen, verlange seine Entlassung und werde darum in der auf den Brachmonat anberaumten Versammlung nicht mehr erscheinen. Der Vorort ernannte mich anfangs zu Zieglers Suppleanten, nachher aber zum Mitglied und dann zum Vicepräsidenten des Kriegsrathes, in der eidgenössischen Verwaltung die höchste Stelle, welche bis dahin einem Aargauer erreichbar gewesen war. Denn laut Bundesvertrag vom Jahr 1815 hatte die vorörtliche Regierung nur den drei Kantonen Zürich, Luzern und Bern zugestanden, und auch nur Männer ihrer Behörden und ihrer Wahl gelangten zu jenem Präsidium. In unserm Collegium aber war's nun wenig erbaulich, Alles lag drunter und drüber. Trotz des Überflusses an laufenden Geschäften war der Geschäftsgang überaus ungeordnet und schleppend. Ohne Rücksicht auf Art und Dringlichkeit einer Sache, wurde das im Portefeuille zufällig obenauf liegende Actenstück vorgenommen und in lächerlicher oder ärgerlicher Weise herumgezerrt. Es verfieng wenig oder nichts, daß ich wiederholt auf derlei Mißstände hindeutete, und ich hatte mich bereits in das Sprüchlein gefügt, daß Geduld eines Christen Stärke sei, als daselbst die Tagsatzung begann, an welcher ich abermals unsren Kanton zu vertreten hatte. Gleich im Beginne hatten sich $11\frac{1}{2}$ Kantons-

ftimmen zu liberalen Maßnahmen geeinigt; Staatschreiber Gonzenbach, der im Amtsaustritt war, wurde beseitigt, und an Am-Rhyn's, des bisherigen Kanzlers Stelle, wurde Ulrich Schieß von Herisau gewählt. Sehr zufrieden mit diesen ersten Ergebnissen, bemerkte mir Präsident Ochsenbein, die diesmalige Tagsatzung scheine wohl die kürzeste unter allen bisherigen Sitzungsperioden zu werden. Freuen Sie sich nicht allzufrühe, erwiederte ich, warten Sie nur bis die Cardinalfragen kommen! Und so kam es denn auch. Die Debatten über die Auflösung des Sonderbundes nahmen bereits einen gedehnteren Charakter an, und die Sitzung vom 20. Juli, in welcher diese Auflösung mit Mehrheit beschlossen und eine verblümte Drohung von Zwang gegen die Widerspenstigen ausgesprochen wurde, dauerte volle neun Stunden. Um sich über dasjenige zu verständigen, was weiter zu thun sei, waren von beiden Seiten Privatbesprechungen nöthig, und hiefür brauchte man abermals Zeit. Noch hielten sich die Sonderbundskantone für sicher. Nach der salbungsvollen Versöhnungs predigt des Abgeordneten von Baselstadt; bei der ihnen geweihten Sympathie von Neuenburg; bei der zweifelhaften Gesinnung der Solothurner-, St. Galler- und Bündtner-Bevölkerung, zumal bei dem im Auslande in voller Blüthe stehenden Ultramontanismus, glaubten die sonderbündischen Gesandten ihre Sache stehe so gut, daß sie sich während der Debatten aller uns sonst gewidmeten Grobheiten enthielten, ja daß selbst ihre Hauptsprecher, Bernhard Meyer und der Urner Landammann Schmid, nach Möglichkeit anständig verblieben. Diese Taktik kam ihnen zum Vortheil, man vertagte sich bis auf den 18. Weinmonat, um ihnen einstweilen Zeit zu geben, ihr Separatbündniß zu lösen. Allein statt dies zu thun, rüsteten sie nun um so eifriger, und so wurde denn auch unsrerseits der Kriegsrath auf den 14. Weinmonat einberufen. Am 18. d. trat die Tagsatzung wieder zusammen, und da ihrer Weisung die renitenten sieben Kantone nicht Folge leisteten, stellte sie die gewaltsame Auflösung in nahe Aussicht und wählte am 21. den eidgenössischen Obersten Dufour und mich, den ersten zum Commandanten der Truppenmacht mit dem Titel General, mich zum Chef des Generalstabs. Noch aber saß in unserm Kriegsrath Oberst Maillardoz von Freiburg, einer der ersten Führer der Sonderbündischen im Ernstfall. Immer dringender war die Nothwendigkeit ihn zu entfernen, aber er selber blieb fest sitzen und paralysirte unsere Be-

rathungen. Erst als wir beim Herannahen der entscheidenden Schlußnahme ihm einfach erklärten, daß unsre Wege nunmehr aus einander liefen und wir unsre Maßregeln nicht mehr in seiner Gegenwart berathen könnten, gieng er, und ein Gegner war damit aus dem Feld geschlagen.

Die Tagsatzung setzte die Stärke des Executionscorps auf 50,000 Mann fest und übertrug dem General die Eintheilung. Er beauftragte mich damit. Ich bildete 6 Divisionen und schlug die Commandanten und Brigadecommandanten vor. Der General genehmigte dies, setzte die Hauptquartiere an und ich vollzog. So war der Feldzug eingeleitet. Ich habe dessen Geschichte und Verlauf in einem Berichte verfaßt, den dann der General mit Hinzufügung nur weniger Sätze unterm 14. Brachmonat 48 an die Tagsatzung eingereicht hat, so daß ich hier nicht weiter auf die Sache eingehen, sondern nur solcher Einzelheiten gedenken will, welche besser hieher als in ein amtliches Exposé passen.

Am Morgen des 12. Wintermonats 47 verließ der General, mit mir und dem Oberst Zimmerli von Zofingen, Bern zu Wagen, in der Absicht heute noch nach Grolley zu gehen. Die Reitpferde hatte man mit den Adjutanten vorausgeschickt, uns in Murten zu erwarten. Hier angelangt, beabsichtigten wir, über Wiflisburg nach Grolley zu reisen. In Murten aber fand der General einen Boten aus Freiburg, rief mich nach einigen Augenblicken zu sich und eröffnete mir: So eben empfange er von Oberst Maillardoz einen vertraulichen Bericht, welcher besage, daß die Stadt Freiburg gegen Anwendung von Gewalt aufs äußerste gerüstet und zur Abwehr aufs entschiedenste entschlossen sei, daß er selbst aber gerne zur Schonung von Bürgerblut mithelfen und auf eine Übergabe der Stadt hinwirken wolle, wenn ihm, da er alsdann den Kanton verlassen müsse, eine Subsistenzsumme von mindestens 20,000 Fr. als billige Entschädigung gegeben werde. Der General schien in seiner Milde und Güte wirklich nicht abgeneigt, auf die Sache einzugehen, nur hielt er sich nicht befugt, Geldsummen von sich aus zu bewilligen. Ich beschwore ihn aber aufs Eindringlichste, dem Begehr ja keine Folge zu geben, indem sonst alle bisherigen Bundesanstrengungen wieder paralysirt würden und der Sonderbund hingegen mindestens moralisch Recht behielte. Auch sei ich sicher, daß die Tagsatzung eine derartige Abmachung mißbilligen und

annulliren würde. Er erklärte sich nun einverstanden und wir setzten den Weg nach Wiflisburg fort. Dort gedachten wir eine Compagnie des daselbst liegenden Bataillons mitzunehmen und in deren Schutze nach Grolley zu reiten. Aber kein Bataillon war da; ein Beweis, wie ungenau oder auch wie verlangsamt die Befehle des Commandanten vollzogen wurden. Dafür war eine fast durchgängig aus Israeliten bestehende Bürgergarde hier und machte uns die Honneurs. Gott, welche Bürgergarde! Ich hatte wohl schon Abbildungen von Landwehrcompagnien aus der guten alten Zeit gesehen und sie für die unmöglichsten Caricaturen gehalten. Nunmehr mußte ich diese Bilder für regelrecht erklären, denn die uns salutirende Heldenschaar von Avenches überstieg alle Vorstellung. Statt sich ihrer als Schutzwehr zu bedienen, hätten wir eher sie als Schutzbedürftige hüten müssen. Da meinte nun unser Wirth, wir hätten hier überhaupt keine Bedeckung nöthig, denn die Straße bis Grolley laufe fast beständig in einem Hohlwege, und in diesem könnten wir ja von der auf den Feldern umhertreibenden Freiburger Landwehr nicht gesehen werden. Diese geniale Ansicht theilten wir freilich nicht und bedachten eher, welchen unbeschreiblichen Eindruck es machen müßte, wenn der General sammt den Spitzen seines Stabes vom gegnerischen Landsturm aufgegriffen und gefangen eingebbracht würde. Wir kehrten daher nach Murten zurück und fuhren von dorten am 13. in der Frühe über die Freiburger Dörfchen Courgeaux, Courtevon und Courtepin nach Pensier. Mehrere male sahen wir am Weg angelegte, aber nicht benutzte Flatterminen. Ich hatte mir schon früher durch Hrn. Julian Schaller, späterem Staatsrath von Freiburg und nachmaligem Director der bernischen Staatsbahn, einen allgemeinen Plan der Freiburger Umgegend mit den angelegten Minen verschafft, den er als gewesener Forstmann mir ganz zweckentsprechend zu geben wußte. In Pensier bestiegen wir unsre Pferde und ritten zu dem Landhause, in welchem Oberst Burkhardt von Basel, Commandant der zweiten Armeedivision, sein Quartier aufgeschlagen hatte. Solcherlei, Bürgern aus Freiburg gehörende, manchmal schloßartige Landhäuser giebt es dort herum viele; jetzt bei Anbruch des Winters standen sie leer und boten den Offizieren erwünschte Unterkunft. Im Keller des Burkhardt'schen Quartiers hatte man Flaschenweine entdeckt, die, als wir eintraten, eben batterienweise auf dem Tische standen. Von den

Fenstern des Zimmers aus erblickte man die freiburgische Redoute bei Grange-Pacot und sah mit Hilfe des Fernrohrs Mannschaft auf derselben. Der General erklärte Hrn. Burkhardt, heute hätten hier die Feindseligkeiten noch zu unterbleiben, morgen alsdann werde von allen Seiten zugleich gegen Freiburg vorgerückt; worauf der wohlbehaltene Herr Divisionscommandant die vorsorgliche Erwartung ausdrückte, alsdann in des Generals unmittelbarer Nähe sein zu dürfen.

Vor Pensier fließt die Sonnaz, ein kleines Flüßchen, das von Belfaux herkommt und sich unterhalb Pensier in die Sane ergießt. Am rechten Ufer, von Freiburg besetzt, zeigte sich hie und da eine sonderbündische Schildwache, auf dem linken nördlichen Ufer lagerten die Eidgenossen. Die Landstraße führt bei Pensier über eine Brücke auf das rechte Ufer hinüber und dann auf demselben westwärts gegen Belfaux, wohin wir wollten. Da nun aber der Weg durch den vom Gegner besetzten Theil für uns versperrt war, mußten wir uns entschließen, dem linken Ufer entlang auf schlechten Fußwegen weiter zu reiten. Oberst Burkhardt begleitete uns. Wir kamen an mehreren Bataillonen unsrer Infanterie vorbei, die hier auf den Feldern die Nacht zugebracht hatten, und freuten uns über die Anstelligkeit der Leute. Um sich bei der feuchten Witterung zu schützen, hatten sie Winddächer aus Brettern errichtet, Strohhütten gebaut, Küchen geegraben und das Möglichste gethan, frisch und munter zu bleiben. Kaum angelangt am großen schönen Dorfe Belfaux, erschien ein Parlamentär aus Freiburg, mit der Bitte, bis 7 Uhr folgenden Morgens einen Waffenstillstand zu gewähren. Der General gab dies um so unbedenklicher zu, als unsrerseits noch Einrichtungen zur Beschießung der Schanze bei Peraules zu treffen waren, wo der Angriff zu beginnen hatte. Es wurde daher die Enthaltung von allen Feindseligkeiten für den heutigen Tag aufs neue den Divisionscommandanten befohlen, und dann nach Grolley abgeritten. Dieser Befehl fand aber nicht überall Nachachtung. Ein Scharfschützenoffizier hatte auf eigne Faust eine Recognoscirung gegen die freiburgische Redoute bei Peraules, sonst auch Schanze von Bertigny genannt, unternommen und war mit bedeutendem Verlust zurückgewiesen worden. Gleichwohl stellte man ihn später nicht vor ein Kriegsgericht, sondern versetzte ihn in — den eidgenössischen Stab. Durch die Verhältnisse werden die Thaten gar oft mehr als durch das Recht bedungen. —

Erst gegen Abend kamen wir in Grolley an. Dies Pfarrdorf war von einem Bernerbataillon besetzt, sonst wie ausgestorben, fast alle Einwohner waren geflohen. Wir wählten das sogenannte Schloß zu unserm Quartier, ein großes steinernes Wohnhaus im Dorfe, Eigenthum der Familie Chollet, von ihr im Sommer bewohnt, jetzt ganz öde und leer. In einem dazu gehörenden Nebenhäuschen versuchten wir unsre Pferde unterzubringen; doch als wir es öffneten, sahen wir den Boden eingestürzt und im darunter liegenden Keller ein todtes Pferd. Jedoch leere Ställe gab's noch anderwärts, an Fourage war kein Mangel, dagegen fehlte das Wasser. Als die Einwohner sich auf die Flucht begaben, hatten sie den Zufluß aller Brunnen abgestellt, und unsre Bedienten mit den Thieren mußten erst den entlegnen Chaudonbach aufsuchen. Es war nothwendig, uns auf die Nacht einzurichten. In den leeren Zimmerräumen des Schlosses fand sich gar nichts. Die innern Thüren standen offen, die Schloßriegel waren vorgeschoben, die Schlüssel entfernt, die Fensterscheiben hinausgeschlagen, ein beständiger Durchzug machte den Aufenthalt fast unmöglich. Endlich fand ich in einem Kasten des Hausganges einen schweren eisernen Vorpfahl und schlug mit ihm die Riegel der Thürschlösser zurück. Die zerbrochnen Scheiben verstopften wir mit Heu, so ergab sich endlich eine zugfreie Unterkunft. Ein Gemach im ersten Stock, das ein großes Kamin hatte, theilte ich mit Oberst Zimmerli. An dasselbe stieß ein Cabinetchen mit einer leeren Pritsche; dies wurde für den General reservirt. Hier in einem Wandküstchen hofften wir irgend etwas von Nahrungsmitteln, vielleicht von Confitüren zu finden, und siehe da, es ergab sich ein halber Hafen mit — Schnupftabak. Inzwischen hatten unsre Adjutanten auf dem Estrich einen Haufen dort versteckter Matrazen entdeckt. Davon kamen drei zu uns herab; eine auf die Pritsche für den General, zwei auf den Boden vor unserm Kamin, in dem ich ein gewaltiges Feuer anzünden ließ. Als Decken über Nacht hatten wir unsre Mäntel. Nun war es aber dunkel geworden, im Haus und im Dorfe gab es keine einzige Kerze, und der Cavallerist, der uns ein Pfund solcher in Wiflisburg kaufen sollte, war noch immer nicht zurück. So saßen wir hungrig und durstig vor unserm Kaminfeuer. Der bedeckte Nachthimmel erglänzte hie und da im röthlichen Scheine, uns ungewiß lassend, ob es der Widerschein sei frevelhaft angestifteter Feuers-

brünste, oder der Glanz von Wachtfeuern der ringsum lagernden Truppen. Endlich kam die Ordonnanz mit dem Pfund Kerzen zurück, bald darauf ein Freiburger Parlamentär, der eine weitere Verlängerung des Waffenstillstandes erbat und abgewiesen wurde, und fast gleichzeitig als dritter ein Bote mit einer Depesche des Obrist Ziegler, worin dieser die Unfälle berichtete, die er durch den Gegner erlitten, und um schleunige Verstärkung, ja um das ungesäumte Eintreffen des Generals selber ansuchte. Der Bote konnte indessen nichts anderes zurückmelden, als neue Empfehlung zur Vorsicht und die besondere Bemerkung: So lange man vor dem Feinde stehe, sei Concentration der Truppen mit guten Vorposten weitaus nothwendiger, als eine beiläufige Betrachtung über die Bequemlichkeit der Truppen.

Die unruhige Nacht gieng vorüber. Als wir uns um fünf Uhr erhoben, überraschte uns Oberst Zimmerli mit einer Portion schwarzen Kaffee; die Essenz dazu pflegte er seit dem russischen Feldzuge vorsorglich im Necessaire mit sich zu führen. Allein noch waren wir seit gestern ohne sonstige Nahrung. Da kam OberstL. Pfander mit einem Vorrathswagen von Brod und Rauchfleisch bei uns angefahren. Wie, so frühe schon von Wiflisburg? fragten wir; nein, nein, erwiderte er, von Pensier. Was? entgegnete ich, giebt es denn einen für Fuhrwerk passirbaren Weg auf dem linken Ufer der Sonnaz? Keineswegs, sagte er, sondern ich blieb auf der blanken Landstraße, fuhr dann bei Pensier über die Brücke auf das rechte Ufer und so hieher. Aber der Feind? fielen wir ihm ins Wort; der Feind, der jenen Landestheil besetzt hat, ist er bereits abgezogen, ist die Gegend frei? „So viel ich weiß, noch nicht,“ antwortete Pfander; „es steht dorten noch die Freiburger Landwehrmannschaft. Allein als ich gestern Abends dort durchpassirte, habe ich den Leuten schon von Weitem mit der Hand abgewunken, und da sind sie denn nicht herangekommen, sondern haben mich hübsch weiter fahren lassen.“

Da hatten wir denn einen Beweis über die vermeintliche Ernsthaftigkeit der Vertheidigung Freiburgs und ritten, nunmehr mit Speise und Trank gestärkt, um sechs Uhr nach Belfaux, um da den endlichen Entscheid der Freiburger Regierung zu erwarten. Wirklich trafen auch bald zwei Abgeordnete des Staatsrathes ein, sich bereit erklärend, eine Capitulation definitiv abzuschliessen. Vergnügt rieb sich der General die Hände. „Gehen Sie, mein Freund,“ sagte er zu

mir, und machen Sie die Sache mit diesen Herren aus.“ Der Auftrag war mir unerwartet und setzte mich in einige Verlegenheit, denn Capitulationen hatte ich in meinem Leben noch keine abgeschlossen, auch bei der Insurrection in Muri nicht. Indessen die Sache gieng, und nur über einen einzigen Vorschlag entspann sich eine längere Discussion. Die Deputirten verlangten nämlich Garantie für die Sicherheit der dortigen Staatsräthe in Beziehung auf deren amtliche Stellung, und behaupteten, der General habe ihnen eine solche für den Fall freiwilliger Unterwerfung bereits in Aussicht gestellt. In dieses Postulat trat ich durchaus nicht ein. Ich machte hiebei namentlich meine Stellung als Tagsatzungsgesandter geltend und bemerkte: Die Tagsatzung könne denjenigen Personen, welche ihr offenen Trotz geboten haben, die Beibehaltung der obersten Staatsstellungen unmöglich gewährleisten, dagegen aber müsse jetzt eine Capitulation abgeschlossen werden, die der Tagsatzung genähm sei. Eine solche wurde hierauf Sonntag den 14. November, früh um sieben Uhr, unterzeichnet und sofort durch einen Expressen nach Bern überbracht. Ich fertigte die Weisungen und Befehle für die Besetzung Freiburgs aus, der General schrieb eine Proclamation, und Nachmittags am 15. fuhren wir zusammen, ohne die Stadt betreten zu haben, über Grolley, Wiflisburg und Pfauen nach Bern ab. Nach hier erstattetem Rapport giengs schon folgenden Tages weiter nach Aarau, wo jetzt das Hauptquartier genommen und zum zweiten Theil der Aufgabe, zur Unterwerfung Luzerns, geschritten wurde.

Es war hier am 20. Wintermonat, einem Samstag, als uns eine wunderbare Erscheinung sehr beschäftigte und beunruhigte. Es kam uns Bericht, gegen Süden müsse ein Kampf ausgebrochen sein, man höre heftig kanonieren. Wir machten uns sogleich auf, um uns selber von der Sache zu überzeugen, und kamen allmählich zu der Ansicht, diese nun auch uns vernehmbaren heftigen Detonationen könnten wohl kaum Kanonenschüsse sein, denn sie ließen sich nicht in ordentlicher Reihenfolge vernehmen und schienen noch dazu aus einer fast immer gleichen, nicht allzufernen Gegend herzukommen. Immerhin ließ sich eine gewisse allgemeine Unruhe in der Bevölkerung nicht beschwichtigen, die Truppen wurden aufs Piket gestellt und Ordonnanzen nach verschiedenen Richtungen ausgeschickt, um zu erfahren, ob irgendwo ein Kampf begonnen habe. Später ergab es sich, daß

allerdings eine Luft- oder eine Gletscher-Erscheinung gewaltet hatte, die weit umher gehört worden war, aber überall in der Nähe gewesen zu sein schien. Dem Aberglauben, der dieses Getöse die Kanonade der Herren im Roththal zu nennen pflegt, gab das-selbe neue Nahrung, es prophezeite ihm eine neue Schlacht.*

* Das Rotthal, über welchem sich die Jungfrau erhebt, ist ein mit Lawinenschnee und Eis angefüllter Kessel zwischen ungeheuern, fast lothrecht abstürzenden Felswänden von rothem Gestein. Räthselhafte Detonationen, die man hier öfters hört, deutet sich der Aelpler mittels der Redensart: die Rotthalerherren schießen. Die Sage versetzt hieher alle verwünschten Zwingherren, Vögte, Hexen und Kobolte, den gesammten Troß des Wilden Jägers.

Nachfolgende Einzelheiten über den näheren Verlauf obigen Elementareignisses verdanken wir der mündlichen Mittheilung eines schweizerischen Oberoffiziers. Derselbe stand im Sonderbundskriege bei jenen Divisionen, welche, indessen sie selbst zum Gefecht vorgeschoben wurden, Augen- und Ohrenzeugen waren einer über ihren Häuptern nächtlich entbrannten, gigantischen Geisterschlacht. Man gestatte uns, die damalige Situation dieser Truppen hier bestimmter anzugeben. Nachdem sich Freiburg den Eidgenössischen unterworfen hatte, wendete General Düfour seine Heerestheile concentrisch gegen das Luzernerland, um hier die Sonderbundsregierung und deren Truppen zu sprengen. Ein Theil der letzteren stand in einem verschanzten Lager bei Gislikon, die Reußlinie hütend. Am 20. November, mithin zwei Tage bevor man hier zum Angriff schritt, hatten die gegen sie vorgeschobnen eidgenöss. Divisionen also Stellung genommen. An der Reuß stand mit 16,253 M. die Division IV, commandirt von Ed. Ziegler von Zürich. An der Südgrenze des Aargau's und somit schon ins Luzerner-gebiet hineinreichend stand, 9892 M. stark, die Division III unter Donats aus Bünden, und rechts an diese sich anlehnend die Armeedivision II 12,313 M., unter Burckhardt von Basel. Dies war die Stärke und Aufstellung der drei bei der nachfolgenden Begebenheit zunächst betheiligten Heerkörper; denn die fünfte Division unter von Gmür's Commando stand damals noch am Zugerlande und kommt bei unsrer Erzählung nicht mit in Betracht. In der Nacht vom 20. auf den 21. November liegen die Soldaten auf Beiwacht, ihnen gegenüber in entsprechender Stärke der Feind. Da scheint um 10 Uhr auf beiden Vorpostenlinien Geschützfeuer immer heftiger loszubrechen. Beide Theile glauben sich überfallen. Alle Truppen verlassen ihre Quartiere und rücken auf die Sammelplätze. Generalmarsch wird hüben und drüben geschlagen und geblasen. Nicht nur die zwischen den Flüssen Wigger und Reuß auf der Grenze stehenden Truppen, auch die rückwärts gelegnen erscheinen marschbereit, sogar die auf sieben Wegstunden entfernt um Aarau liegenden Colonnen werden mit alarmirt. In der Luzerner Land-

Sonntag am 21. des Morgens hatte mir der General zwei Raths-herren aus Zug zugeschickt, um die anerbotene Capitulation ihres Kantons mit ihnen zu behandeln und festzustellen. Ich lag noch zu Bette, gequält seit lange von unausstehlichen Zahnschmerzen. Wir schlossen eine Übereinkunft, ähnlich derjenigen mit Freiburg. Schon am 22., wiederum in aller Frühe, hatte der Zuger Gr. Rath den Akt ratifizirt und sandte ihn unmittelbar durch Expressen dem General ein. Wir nahmen nunmehr den Weg ins Freiamt nach Muri, machten einen Abstecher nach Bremgarten und empfingen da eine Depesche von Oberst Luvini, die um schleunige Hilfe und Verstärkung bat.

Der Morgen des 23. war unruhig. Die Einschließung und Besetzung Luzerns sollte beginnen. Man besorgte den Ausbruch von Feuersbrünsten, horchte nach Schüssen und war ohne Berichte. Nachmittags hielt es uns daher nicht länger, wir mußten selbst nach den Truppen schauen. Unser Vorritt gieng langsam, je weiter man kam, um so dichter standen die aufgestaffelten Soldaten. Erst beim Zunachten erreichten wir Sins. Da hier das Wirthshaus zum Ein-

schaft aber beginnt zunächst vom Dorfe Winikon her das Sturmläuten, alsbald heulen die Glocken aller Kirchthürme mit, und auf den Bergen weithinein sieht man die Signalfeuer aufflammen. Nach einiger Zeit läßt die Kanonade nach, es scheint, als ob sie gegen das Entlebuch hin sich entfernt habe. Allein gegen Mitternacht wiederholt sie sich in gleicher Stärke und bringt die Truppen abermals auf die Beine. Des andern Tages schob man sich gegenseitig die Ursache dieser Alarmirung zu. Doch da in beiden Lagern wirklich Waffenruhe gehalten worden war, so erwiesen sich schließlich alle militärischen Erklärungsversuche dieses Vorganges als irrig. Nur der fabelhafte „Rothenburger oder Roththaler mit seinem Geschütze,“ nur dieser Wilde Jäger mit seinem Gewitterheere, war im Stande gewesen, mehr als 50,000 müde, schlaftrunkne Soldaten zugleich von ihrer Streu aufzuschrecken. Als nachmals Oberst Ed. Ziegler in der Schweiz. Militärzeitschrift 1850, Erstes Heft, seinen Bericht veröffentlichte über die bei der IV. Division während jenes Feldzuges vorgekommenen wesentlichen Ereignisse, besprach er jenes seltsame Nachtereigniß wohl gleichfalls, doch ohne es genügend zu erklären. Er hatte an jenem Tage eine bewaffnete Recognoscirung an der Luzernergrenze, gegenüber Gislikon, vorgenommen und nahm an: „in Folge derselben hätte dann die, bis in die späte Nacht hinein durch viele überall im Kanton Luzern erfolgte Kanonenschüsse veranlaßte, Alarmirung stattgefunden.“

Naturmythen, von E. L. Rochholz. Leipzig 1862. Einleitung VIII.

horn überfüllt war mit Leuten, gab uns der Ortsfarrer Unterkunft, ein kleines Cabinet für den General, einen Saal für die Offiziere und eine Reisuppe für alle zusammen. Hier kamen die ersten guten Nachrichten: Der Gegner war über Gislikon zurückgeschlagen und unsre Leute lagerten vorwärts gegen die Stadt Luzern. Um so kürzer war unsre Nachtruhe. Als wir drauf in der Frühe den Artilleriepark des Oberst Denzler durchritten — er commandirte die Reserve-Artillerie — gab uns dieser die Hoffnung, daß die Brücke bei Gislikon nicht zerstört sei und wir dieselbe passieren könnten. So traf's zu. Jenseits der Reuß stand die Division Ziegler; sie eigentlich hatte diesen Durchpaß geöffnet, angefeuert durch das muthige Benehmen ihres Commandanten und seines wackern Adjutanten OberstL. Siegfried. Nahe an der Spitze der Truppen ritten wir Luzern zu. Eine kleine Strecke vor der Stadt kam uns eine Deputation entgegen, voran Oberst Schuhmacher-Uttenberg. Sie erklärte, der Weg für uns sei frei, froh werde man uns empfangen; aufrichtig freue sich die Stadt, des Druckes der sonderbündischen und jesuitischen Obergewalt nunmehr enthoben zu werden. Regierung und Commando sei über den See entflohen, das Militär sei auseinander gegangen, einstweilen habe die Municipalität die Sorge für die öffentliche Ordnung übernommen.

So zogen wir denn am 24. November in Luzern ein, innig zufrieden, daß unsre Aufgabe so schnell, mit so wenig Verlust und so vollständig gelöst war. Denn die noch übrigen Kantone des Sonderbundes: Uri, Schwyz, Unterwalden und Wallis, machten nach dem Fall von Luzern uns nicht mehr die mindeste Sorge, und das widrige Benehmen des Auslandes kümmerte uns nicht.

Gut war's, daß nun militärische Disciplin in die Stadt kam, denn hier herrschte noch arger Bürgerzwist und die Anhänger der gestürzten Partei wurden heftig verfolgt. Nicht nur schmähliche Nachreden und Prügeleien setzte es ab, sogar Plünderungen waren geschehen. Haarsträubend waren die in den Wohnungen von Siegwart-Müller und Oberst von Elgger angerichteten Verwüstungen. Zersplitterte Meubel, zerschlagene Klaviere, beschmutzte Wände, ruinirte Bilder und Bücher starren den Besucher an und gaben Zeugniß, wie weit Parteiwuth den Menschen zum Thiere erniedrige. Doch bald war Ordnung geschafft und den Rohheiten Einhalt gethan. Luzern wurde wieder der von der Natur zur Heiterkeit bestimmte Ort. Dr. Rud. Steiger, der

gefürchtete und geächtete Gegner des Jesuitismus, kehrte zurück, um bald die obersten Stellen wiederum einzunehmen.

Mir war in den nachfolgenden Tagen die Aufgabe ertheilt worden, die von Uri, Schwyz und Unterwalden nachgesuchten Capitulationen mit deren einzelnen Gesandten abzuschließen. In fast unabtreiblicher Weise suchte der Nidwaldner Gesandte günstigere Bedingungen zu erzielen; es gelang ihm nicht mich zu ermüden, wohl aber mich zu erbittern. Auch die zwei Urner Landammänner Zgraggen und K. Muheim thaten nach ihrer Landesart groß und drohend, gaben aber, als ich sie auslachte, klein bei und unterzeichneten, gleich den übrigen Vorgängern. Mit dem Kanton Wallis vereinbarte Oberst Rilliet-Constant, Commandant der ersten Division, eine Übereinkunft; und so fand sich am 30. Wintermonat, zwanzig Tage nach dem Beginne unsrer eigentlichen militärischen Operation, das ganze Gebiet des Sonderbundes unterworfen und von uns besetzt. Die verschiedenen Truppen kamen nun der Reihe nach in die Stadt Luzern, um je zwei Tage hier zu bleiben und dann wieder abzuziehen. Diejenigen der Kantone Bern, Aargau, Solothurn und Baselland nahmen bei der Rückkehr alle die Geschütze und Kriegsführwerke wieder mit sich fort, welche beim Freischaarenzug in die Hände des Sonderbunds gefallen und seitdem in dessen Zeughäusern zu Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden aufgestellt waren. In der ersten Woche des Christmonats kehrte ich mit dem General, der sich etwas unwohl fühlte und der Pflege bedurfte, nach Bern zurück, und Oberst Ziegler übernahm das Luzerner Platzcommando. —

Die Gesammtzahl der in unsrer Armee Verwundeten, Gefallenen und an ihren Wunden später Verstorbenen betrug 377 Verwundete, 74 Todte; in der Sonderbundarmee 116 Verwundete, 24 Todte. Außerdem hatten 215 dienstpflichtige Aargauer sich dem Aufgebot entzogen und waren in ein vom Sonderbund in Sold genommenes „Freiwilliges Freiämter-Corps“ übergetreten. Sie verfielen dem Militärgericht.

Freilich war der Sonderbund nunmehr gebrochen. Allein gleichwie wir im Jahre 41, nach Aufhebung unsrer Klöster, den Kampf mit der Eidgenossenschaft, die diese Institute schützen wollte, durchzumachen hatten, so drohte nun auch der Eidgenossenschaft ein Streit mit dem Auslande. Grollend über dieses Krieges Ausgang, den es

so ganz anders erwartet hatte, erhab es sich jetzt mehrstimmig gegen uns. Denn wohl hatte es im Voraus eingesehn, daß die neue Ordnung der Dinge die Schweiz zu größerer Einheit führen müsse, und eine solche behagte ihm nicht, da sie seinen Einfluß augenscheinlich minderte. Bisher waren die fremden Gesandten bei den zweiundzwanzig Kantonen, nicht bei der neuen Eidgenossenschaft, accreditirt gewesen, und so hatten diese Botschafter leichtes Spiel gehabt, mittels Anwendung des Sprüchleins: *Divide et impera*, die Kantonsregierungen zur Vereinzelung zu verlocken, sie unter einander zu trennen und dadurch bedeutende Schlußnahmen der Tagsatzung zu verhindern oder wieder rückgängig zu machen. Daher auch jetzt erneute heftige Versuche, unser Streben nach nationaler Einheit zu kreuzen und unsere einheimischen Gegner zu Schützlingen der auswärtigen Cabinete zu machen. Frankreich gieng in diesem Intriguenspiel voran, Österreich secundirte. Der damalige französ. Minister bei der Eidgenossenschaft, Graf Bois le Comte,* machte die Runde bei den Tagsatzungsmitgliedern und kam so auch zu mir. Er erklärte: Sein König könne sich mit dem nunmehrigen Stand der Dinge nicht beruhigen, er wünsche die alten Verhältnisse und die alten Kantons-Regenten hergestellt, unter denen man stets im Frieden gelebt habe. Die Sache sei eine internationale, berühre auch das Ausland und dieses habe dabei seine Stimme geltend zu machen. *Im Ubrigen . . . „nous examinerons!“* Ich erwiederte ihm in aller Milde und Schonung: Da es jedem Lande freistehet zu prüfen, was in dem andern vorgehe, so sei ich weit entfernt, seine und des Auslandes Ansichten nach den unsrigen modelln zu wollen. Die neue Ordnung, die sich so eben unser Land gegeben, sei hier erfolgt nach dem Rechte freier Selbstbestimmung; sie sei keineswegs eine internationale, sondern unsere alleinige, jeder fremden Einmischung überhobne Angelegenheit. Und eben dieser neue Stand der Dinge werde beweisen, daß es nicht bloß der Wunsch, sondern auch fortan das

* Bei seinen vielfachen Kreuz- und Querzügen durch die Sonderbundskantone war er mit seinem Beirathe überall zu spät gekommen, und wo er eines der Häupter noch inspiriren wollte, war dasselbe bereits entflohen. Der so sehr auf dem Holzwege umirrende Diplomat hieß daher damals im Volksmund der *Holzgraf*, eine sach- und wortgetreue Verdeutschung seines Namens.

Machtvermögen der Eidgenossenschaft sei, mit dem Auslande und namentlich mit unsren westlichen Nachbarn in Frieden und Eintracht zu leben. — Mein Wort beruhigte indessen den Grafen nicht, er verließ mich unter Wiederholung seines arroganten Nous examinerons.

Derlei maskirte Drohungen schreckten so wenig, daß man die schon begonnene Entlassung der Truppen weiter fortsetzte. Mit der Abwicklung dieses mir aufgetragenen Geschäftes verknüpfte sich nun ein meinem Herzen besonders wohlthuender Zwischenfall. Mit General Dufour hatte mich eine aufrichtige und innige Freundschaft verbunden. Nachdem er mir bereits sein Porträt geschenkt hatte, suchte ich ihm ein Gegenandenken zu widmen und bediente mich deshalb einer kleinen List. Ich machte ihm vorerst einen Besuch Freiburgs und die Besichtigung der dortigen Mannschaften genehm, und er entschloß sich dazu. Die Truppen fanden wir in guter Ordnung und die Stadt beruhigt, allein die Verwüstungen und Zerstörungen im Jesuitenpensionat giengen über alle Beschreibung. Selbst im Concertsaal hatte der Pöbel die Klaviere zerbrochen, die Blechinstrumente platt zusammengeschlagen, die Saiteninstrumente zersplittet, die Musikbibliothek in Fetzen zerstreut. Also auch hier dieselbe Scene, wie vordem im Stifte zu Muri. Welche widerhaarigen Bestien hatte sich in beiden Provinzen der Klerus auferzogen! Sie waren aufgewachsen in einer an Heilmitteln überreichen Kirche, in einer vom römischen Autoritätsglauben tiefdurchtränkten Gemeinde, unter wiederholten Wallfahrten, Heiligsprechungen und Sündenablüssen — und nun dieser plötzliche Umschlag, diese in den eignen Eingeweiden wühlende Wuth! Arg mißstimmt über solcherlei Anschauungen wollte der General schon jenes Tages wieder nach Bern zurück; er habe dorten seine Börse vergessen, sagte er schließlich. Mein heimlicher Plan aber war, ihn noch einen Tag hier festzuhalten; die Auslagen, meinte ich, würden einstweilen von mir bestritten, und morgen seien die Schanzen in der Umgegend zu besichtigen. Er fügte sich und besuchte des Abends mit mir die Kathedrale, wo uns der bekannte Orgelvirtuose Vogt den Vorgang einer Schlacht spielte. Am folgenden Morgen geriethen wir beim Besuche der Verschanzungen nach unserm viel erwähnten Quartier Grolley. Hier hatte mein Vetter, der Major August Herose, der schon vormals als Adjutant den General hieher begleitet hatte, die Skizze des Schlosses bereits entworfen: Nachtalarm

vor dem alten Steinhouse — wie wir deren zwei hier erlebt hatten — dabei der General mit seinen Offizieren porträthähnlich in Activität — so entstand nachmals ein Ölgemälde, das Dufour mit herzlicher Freude als Gegengeschenk annahm.

Als das Jahr 47 schloß, war ich endlich wieder daheim in der Vaterstadt. Mitternachts 12 Uhr lag ich einsam im offnen Fenster meiner Wohnstube, die letzten Erlebnisse abwägend sammt dem Schicksal von Weib und Kindern. „Freudvoll und Leidvoll!“ hörte ich die Glocken das neue Jahr verkünden.

Trotz meiner regierungsräthlichen Stelle hielt es mich nicht lange hier. Ich hatte zu Bern in vier verschiedenen Richtungen fortzuarbeiten, als Chef des Generalstabs, als Vicepräsident des eidgenössischen Kriegsrathes, als Tagsatzungsgesandter, als Commissionsmitglied für Revision des vom Jahre 15 datirenden Bundesvertrages. Fast zu viel für Einen Kopf. Als Stabs-Chef faßte ich den Bericht ab über Gang und Verlauf unsrer militärischen Operationen, mit dem Nachtrage über wünschbare Änderungen im Militärwesen. Beides hat der General, unter geringen Modificationen und Zusätzen, der Tagsatzung als seinen Schlußbericht übersandt. Die durch mich dirigirte Truppenentlassung schien der Tagsatzung zu langsam zu gehen, obgleich sie selber die Schlußnahme gefaßt hatte, daß die Sonderbundskantone besetzt bleiben sollten, bis dieselben der Eidgenossenschaft die Kosten des Feldzuges vergütet hätten. Man glaubte, eine Truppenentlassung gehe ebenso schnell wie eine Einberufung, und wollte lange nicht begreifen, daß die Truppen nicht da, wo sie stehen, entlassen werden können, sondern in ihre betreffenden Heimatkantone zurückgeführt werden müssen, daß aber ein solcher Heimmarsch, unter möglichster Schonung sowohl der Truppen als auch der Quartiergeber, auf verschiedenen Parallelstraßen geschehen müsse. Übrigens drängten die Truppen selber heim, da sie sahen, daß keinerlei Widerstand mehr obwalte. Am 18. Hornung erhielt auch der Große Generalstab durch den Vorort seine Entlassung. Tags vorher war die Commission zur Revision des Bundesvertrages zusammengetreten. Sie war im Anfang eine vierzehngliedrige gewesen und bestand nun seit dem Hinzutritt der Sonderbundskantone aus 23 Mitgliedern. Nur Neuenburg und Inner-Rhoden waren ihr auch jetzt noch fremd geblieben. In 31 Gesammtitzungen entwarf sie die den Tagsatzungsberathungen zu unterstellende neue Gesammt-

verfassung. Meine Theilnahme dabei war eine eifrige. Ich befürwortete die Centralisation des Militär-, Zoll-, Post-, Münz- und Gewichtswesens. Mit dem vorgeschlagenen Zweikammersystem konnte ich mich nicht recht befreunden, ich gab einem allgemeinen Nationalrath den Vorzug. Unter anderem drang ich nachdrücklich auf Gleichstellung der Israeliten mit den christlichen Bürgern. Schaffhausen, Waadt, Bern und Genf unterstützten mein Begehr. Aber ernstlich wehrten sich Zürich und Basel dagegen. Mein Nachbar aus St. Gallen bemerkte sophistisch: das Mitglied vom Aargau spreche wohl deshalb so eifrig für die Juden, damit sein Kanton der Endinger- und Lengnauer-Israeliten loswerden und sie den andern Kantonen aufhalsen könne; dies sei aber eben so egoistisch als uneidgenössisch. Diese haltlose Behauptung verfieng wirklich, alles Protestieren half nichts, die Mehrheit war gegen uns. Mitten in diese Discussionen hinein schlugten zwei Ereignisse und machten den damaligen 24. Hornung und den 1. März auf lange Zeit zu Gedenktagen: Frankreich hatte seinen König verjagt und die Republik proclamirt; ebenso hatte Neuenburg — bis dahin ein fürstenthümlich-schweizerisches Zwittergeschöpf — sich erhoben und von Preußen losgesagt.

Louis Philipps Entthronung schien mir ein Werk der Nemesis. Er hatte einst nebst seiner Schwester unser Asylrecht genossen, noch kennt man das Haus zu Bremgarten, wo sie Beide gewohnt. Zu Paris war ich nachmals mit Augenzeuge gewesen, als er in das Stadthaus einfuhr, vorbei an den noch rauchenden Barrikaden, und den Thron bestieg. Aus der Schule der Encyklopädisten war er heuchlerisch übergetreten zu den Jesuiten, hetzte uns diese und das mit ihnen verschworne Ausland auf den Hals, und mußte nun abermals im Auslande Schutz und Schirm suchen. Die erste Proclamation Lamartines, des Ministers der neuen Republik, erklärte die Staatsverträge von 1815 als dahingefallen; er sandte seinen Freund Huber-Saladin nach Bern, um hier ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß einzuleiten. Unsere darauf gegebne Antwort war, man sei nicht gesonnen, mit Frankreich eine Reise um die Welt zu machen. Es sei Sache jedes Staates, sich selber nach Gutfinden zu organisiren, und hiebei bleibe für uns der Grundsatz der Nicht-Intervention nach Außen vorangestellt. — Wirklich enthielt man sich auch, eine förmliche Anerkennung der Republik Frankreich damals auszusprechen. Nun aber

folgten eine Reihe von Staatsfragen rasch aufeinander: Reclamationen Frankreichs gegen die Schweizerregimenter dortselbst; Reclamationen Preußens wegen Neuenburg; solche über den schweizerischen Militärdienst in Rom; die Frage über die vertragsgemäß uns zustehende Besetzung des neutralen Nordtheiles von Savoyen und, im Zusammenhange damit, über Eintreten in ein Bündniß mit Sardinien.

Ein kleiner Zwischenakt entfernte mich aus diesen Troubles und gewährte mir Heiterkeit. Die Tagsatzung hatte dem General Dufour für seine Leistungen im Feldzuge ein Ehrengeschenk votirt: eine Dankesurkunde, einen Ehrensäbel und ein Honorar von 40,000 Schweizerfranken. Mit der Überbringung nach Genf waren ich nebst den Herren Oberst Franz Müller von Zug und Obergerichtspräsident Schmid von Solothurn beauftragt. Die Fahrt geschah in vierspänniger Standesequipage, den vorörtlichen Weibel, roth- und schwarzbemantelt, auf dem Kutschenbock. Die Ankunft dieses Vierspänners mit seinen drei Insassen, Degen und Dreispitze tragend, erregte in Genf um so mehr Aufsehen, als im dortigen Hotel des Berques, wo wir abstiegen, auch die bekannte Gräfin von Landsberg, Lola Montez, ihr Quartier genommen hatte, und einer von uns Dreien, Präsident Schmid, angeblich mit dem Könige von Baiern mancherlei Ähnliches haben sollte. Erst als wir zum General auf sein Landgut hinausfuhren, erkannte das Publikum, daß unsre Mission eine andere sei als der Besuch eines alten Liebhabers bei seiner hübschen Tänzerin. Das Ehrengeschenk wurde mit herzlichsten Worten überreicht und empfangen. Dasselbe, erwiederte der General, betrachte er als eine der ganzen Armee gewidmete Anerkennung. Als er uns dann beim Mittagstische die Gemahlin und seine vier Töchter vorstellte, nahm er die vier eidgenöss. Staatsobligationen aus dem feinen Etui hervor und bemerkte, die Töchter anlächelnd, so habe er denn heute auch die eidgenössische Aussteuer für seine lieben Kinder empfangen.

Ein Brief Ochsenbeins berief mich vorfrüh nach Bern zurück. In einer vertraulichen Mittheilung schilderte er die vom radicalen „Bärenclub“ im Kanton Bern angezettelten Treibereien; an der Spitze ständen die bekannten Advokaten Stämpfli, Niggeler und Stockmar. Ein Gehenslassen werde zu Händeln mit dem Auslande führen. Er habe hier keinen Vertrauten, bedürfe meines Rathes und bitte, doch ja rasch zu kommen. In Bern erfuhr ich darauf Folgendes. Die drei vor-

genannten hohen Magistrate Berns, wohlsoffirt von Prof. Wilh. Snell, dem Schwiegervater der beiden ersteren, hätten mit Pinetti, einem Abgeordneten Sardiniens, einen Vertrag über Lieferung schweizerischer Hilfstruppen abgeschlossen. Dafür mache Zuchthausdirector Michel im Berner Oberland heimliche Werbungen, auch seien in Waadt und Genf bereits Werbbüreaux etabliert. Wegen solcher Bestrebungen, die natürlicher Weise nicht lange geheim bleiben, drohe bereits Oesterreich, gegen schweizerisches Gebiet vorrücken und einzelne Grenztheile besetzen zu wollen. Gegen derlei Falschwerbungen, die nahe an Vaterlandsverrath streifen, habe er den Vorort zur Einberufung der Tagsatzung veranlaßt. — Diese Verfügung mußte indessen doch schon genügt haben, um die Leute vorsichtig zu machen, denn der Plan, schweizer Freiwillige für Sardinien anzuwerben, verlief im Sand. Allerdings kam dadurch der Kanton Bern in finanziellen Schaden, weil sein Finanzdirector Stämpfli Lieferungen von Schießpulver an Sardinien gemacht hatte, die später nicht bezahlt wurden. Die Spannung zwischen Ochsenbein und dessen Nebenbuhler Stämpfli nahm dagegen zu und mußte früher oder später zum Ausbruch kommen.

Als nun die Tagsatzung zusammentrat und den Commissional-Entwurf zur neuen Bundesverfassung durchberieth, wiederholten sich die eben vorausgegangenen Debatten in erweiterter Auflage. Allgemein wäre man gerne bei vielerlei Punkten weiter gegangen, so in Betreff der Centralisation, Erleichterung des Niederlassungsrechtes, Beseitigung indirekter Abgaben, namentlich des Ohngeldes; allein die Besorgniß, ein allzustarkes Eingreifen gegen die Selbstherrlichkeit der Kantone und gegen deren alteingewohnte Finanzverhältnisse möchte eine Verwerfung des Verfassungsentwurfes zur Folge haben, nöthigte uns gar oft, die eigne Überzeugung und den eignen Wunsch zu bezwingen und sich mit weniger zu begnügen. Man vertraute auf die Zukunft: „Zeit bringt Rosen.“ Nachdem die Überweisung des Entwurfes an die Kantone und ans Volk beschlossen und die Eingabe der Abstimmungsvoten auf den ersten Herbstmonat anberaumt worden war, reisten die Standesbeamten am 28. Brachmonat ab. Am 31. darauf hatte darüber der Große Rath zu Aarau abzustimmen, und ich konnte mich auch bei diesen dem Werke sehr günstigen Verhandlungen überzeugen, wie gut es gewesen war, daß unsre Commission im Punkte der materiellen Fragen nicht weiter gegangen war. Nun kam's zur Vorlage an das

Volk. In der Kreisversammlung Aarau lauteten 516 Stimmen für die Annahme, und nur dreizehn dagegen. Im ganzen Kanton Aargau hatten 20,699 Stimmende sich für Annahme erklärt, 8744 für Verwerfung. Ich zweifelte keinen Augenblick an einem in der ganzen Schweiz ähnlichen Ergebnisse, und so traf's nun zu. Fünfzehn Kantone nebst Außer-Rhoden, zusammen eine Bevölkerung von 1,897,887 zählend, hatten das Project gutgeheißen; gegenüber $6\frac{1}{2}$ Kantonen mit einer Bevölkerung von 292,371 Seelen. Unter den Verwerfenden war Tessin, das für seine Zölle und Verbrauchssteuern fürchtete. Von Herzen freute ich mich dieser Resultate und schmeichelte mir, nach so treuer Mitwirkung an der Sache, nunmehr meine politische Laufbahn schließen und als einfacher Bürger meinem Aarauer Berufsgeschäfte leben zu dürfen. In meinem Innern war ich matt und öde. Doch eine alte Verpflichtung rief mich noch einmal nach Bern. Hier waren die Arbeiten des Kriegsrathes zu fördern, die Auflösung dieser Behörde stand ehestens bevor, und ich wollte die Geschäfte möglichst erledigt ohne Zögerung übergeben. Trotz meiner Abgeschlossenheit während sechswöchentlicher strenger Arbeit gerieth ich nun doch wieder in die Hand meiner politischen Freunde. Ich solle, erklärten sie, eine mir ohne Zweifel sichere Wahl in den neuen Nationalrath nicht ablehnen, und falle alsdann, was viele Wahrscheinlichkeit habe, die weitere Wahl zum Mitglied des Bundesrathes auf mich, so dürfe ich dieselbe nicht auschlagen, ich müsse dem Aargau dies Opfer bringen und dann an den neuen Bundesvorort ziehen.

Ich trat damals mein achtundvierzigstes Jahr an, wahrlich nicht heiter. Aarau aufs neue verlassen; neuerdings ein Gasthofleben in fremder Stadt führen; ohne meine Kinder, ohne meine Henriette, die nun seit siebzehn Jahren ferne von mir lebte, die ich nicht rufen konnte — schwere Kämpfe rangen in meinem Innern. Welche Schicksalsfügungen! Was waren da Gunst, Ehre und Vertrauen, die mich umgaben? Die Zuckungen des Herzens, die sah man nicht!

Am 15. Weinmonat fand in der ganzen Schweiz die Wahl der Nationalräthe statt. Der Kanton Aargau bildete dabei für sich einen Wahlkreis und hatte als solcher neun Mitglieder zu ernennen. Von 36,385 Bürgern gaben mir im ersten Scrutinium 29,860 ihre Stimmen. So mußte ich denn wieder nach Bern, um am 5. Wintermonat den Nationalrath eröffnen zu helfen. Die Abreise dahin gestaltete

sich diesmal ziemlich abenteuerlich, denn die damaligen Postanstalten hatten sich in keiner Weise vorbereitet, eine unerwartet größere Zahl Passagiere auf einen Tag an ein kurzes Ziel zu bringen. Schon in Morgenthal kamen wir, statt um vier Uhr, erst nach fünf an und hatten alle Mühe weiter befördert zu werden. Schließlich packte man unser zehn in einen ausgedienten Postwagen, spannte ein paar Ackergäule vor, setzte einen Buben auf den Postillonsbock und das Vehiculum begann seinen Schneckenschritt. Es war finstere Nacht, als wir gegen Bützberg hin gekarret kamen. Da mußte aber unsren Gäulen der Acker naturgemäß dünken als die harte Landstraße, denn sie führten uns in die frischgepflügten Furchen hinein und ließen uns drinn stecken. Alles Rufen und Antreiben war umsonst. Wir zehn Landesväter stiegen also aus und griffen zusammen kühn in die Speichen. Wieder umsonst! und überdies eine schlimme Vorbedeutung für unsre Aufgabe, das Wohl des Vaterlandes vorwärts zu bringen. Wir stellten unsre Bemühungen ein, wanderten nach der Weinschenke von Bützberg, sandten Männer mit Winden hinaus, den versunkenen Karren zu heben, und harrten mittlerweile geduldig in der Kneipe aus. Nach einer guten Stunde war unser Fahrzeug wieder flott und brachte uns, statt um 9 Uhr Abends, um 4 Uhr Morgens nach Bern. Einem unsrer Luzerner Collegen, Dr. Kasimir Pfyffer, gieng es nicht besser. Er war in der Postkutsche eingeschlafen und zu Kirchberg beim Wagenwechsel nicht mit ausgestiegen. Während die übrigen Passagiere abfuhren, hielt man den dagebliebenen Wagen für leer, führte ihn über die Emmenbrücke nach Alchenflüh und stellte ihn dort in eine Remise. Das Knarren des Thores beim Schließen der Scheune erweckte den Schläfer, er fuhr auf und machte Lärm. Verwundert sah man ihn an, aber da gab's jetzt keine weiteren Rosse zum Anspann an die alte Kalesche, und so gelangte er gleichfalls erst am andern Morgen nach Bern.

Feierlich und vom Jubel des Volkes begrüßt, begannen die neuen Räthe ihr Amt, doch schon in den ersten Sitzungen kam die alte internationale Frage der Neutralität wieder aufgetaucht. Oesterreich und Piemont standen sich feindlich entgegen; eine Menge italienischer Flüchtlinge trieb sich im Kanton Tessin herum und beunruhigte von da aus die Lombardei. Auch der Unwille Tessins gegen Oesterreich war groß und gerechtfertigt; auf einen Schlag waren alle in

der Lombardie niedergelassenen oder in Arbeit gestandnen Tessiner dörten erbarmungslos ausgewiesen worden. Oesterreich beschwerte sich bei uns, Italien verlangte unsre Unterstützung. Sollte nun eine der beiden Parteien direct oder indirect unterstützt werden? Der Vorort hatte Beides verneint, Truppen nach Tessin geschickt, die Flüchtlinge eingegrenzt oder fortgeschafft; diese Verfügung billigte die Bundesversammlung, unsre kriegerische Partei blieb in großer Minderheit und mußte zurückkehren zur Realpolitik.

Während die übrigen Organisationsarbeiten ihren ruhigen Gang nahmen, erkannte ich bald, daß mir die Wahl in den Bundesrat bevorstehe, und am 16. Wintermonat erfolgte sie wirklich. Die sieben Mitglieder waren der Reihe nach: Dr. Furrer, Ochsenbein, Drüey, Munzinger, Franscini, ich und Näff. Bern wurde bleibender Bundesitz. Fackelzug und Serenade folgten. Beim Großen und Kleinen Rath des Aargau's bat ich um Entlassung aus beiden Behörden; mit meinem dem Bundesrathe eingereichten Schlußberichte des Kriegsrathes hatten auch die Functionen des letzteren ihr Ende. So war ich nunmehr nur noch einfaches Mitglied des schweiz. Bundesrathes, mit Amtssitz in Bern.

Bis hieher hatte mich mein Degen geführt. Sollte nunmehr das Glück von mir weichen, nachdem ich den Talisman aus der Hand gab? Eitler Zweifel! wer will sich nicht in Gottes Hand wissen? In seine Hand legte ich getrost meine Zukunft, hoffend, auch mir werde, nach dem Kriegslärm und den Lebensstürmen, die Palme des Friedens erblühen.
